

Der Högerli-Heer : ein Bild aus dem Volksleben

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Nidwaldner Kalender**

Band (Jahr): **43 (1902)**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-1007927>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Der Högerli-Heer.

Ein Bild aus dem Volksleben.

1. Eine Mäusejacht und ein hoffnungsvolles Büebli.



Unter den Menschen gibt es verschiedene Stände und Berufsarten; das hat der liebe Gott so angeordnet und so muß es sein. Wenn jeder Mensch in dem Stande und in der Stellung wirkt

und arbeitet, für die ihm Gott das Talent gegeben hat, so kann er sich und andere glücklich machen; will ihm aber das nicht behagen und begehrt er mehr zu sein, als ihm zukommt und höher zu fliegen, als ihn die Fackeln tragen, so muß er's büßen, das hat der Högerli-Heer erfahren, von dem ich erzählen will.

Vor ungefähr einem halben Jahrhundert wohnte in einem alten halbzerfallenen Häuschen an der Landstraße, die nach K führt, ein armer Mann, der Lunzisepp. Seines Zeichens war er ein Korbmacher und Beckebinder, der zeitweilig das Land durchzog, um die Erzeugnisse seiner Kunstfertigkeit an den Mann zu bringen. Sein Fraueli war ein kleines von der Natur etwas stiefmütterlich behandeltes Geschöpf, das unter der Last eines Höckers gebeugt, den Lunzisepp durch's Leben begleitete. Man sagt, daß oft die Natur anderweitig ersehe, was sie dem einen oder andern Sinne oder Gliede der Menschen entzogen habe — und akkurat so war's beim Högerlimili, so hieß das Fraueli beim Volk. Das Mili besaß eine ganz außerordentliche Zungenfertigkeit. Reden konnte es, ja reden in einem Atemzug und ohne Unterbruch, daß es einem beim Zuhören fast trümlig wurde. Wenn sein Maulwerk einmal im Gange war, dann waren alle Versuche, den Redestrom zu hemmen umsonst. Des Nachbars

Heiri, ein Spatzvogel, behauptete, wenn's Mili einmal sterbe, so müsse man dessen Maul noch extra z'tot schlagen und wenn man seine Zunge in Stücke schnitte, so würden die „Bizen“ noch reden.

Der Lunzisepp war das grade Gegenteil von seinem Weib, trocken wie zweijähriger magerer Käse, wortfarg und düster. Er ließ sein Fraueli reden, rauchte sein Pfeifchen und schwieg. Aber etwas anderes hatte er mit seiner Ehehälfte gemeinsam, einen grenzenlosen Eigensinn. Hatte eines von Beiden eine bestimmte Meinung, so bestand es darauf und ließ nicht lugg, um alles in der Welt nicht. Davon nur ein Beispiel.

Im Spätherbst sammelte der Lunzisepp mit seiner Frau Herbdäpfel und hackte wacker drauf los, — da sprang aus einem Loch ein Mäuslein und die Eheleute sahen das Tierchen, machten auf selbiges Jagd und schlugen es mit ihren Hacken todt — maustodt. Nach vollbrachter blutiger That sagte der Lunzisepp, indem er das Tierlein beschaute: „Es ist ein Mizer!“ „Nein“ sagte das Mili, „'s ist e Schär!“ „Dummheiten, e Mizer ist's“, rief der Lunzisepp. „Und ich sag, 's ist e Schär“, entgegnete Mili. — „E Mizer ist's“, brüllt jetzt der Lunzisepp voller Täubi „E Schär“ erwiderte nicht minder heftig das Mili und „Mizer“ „e Schär“ schallte



das Kampfgeschrei immer mächtiger. „Ein Mizer ist's, bekem's“ droht jetzt Lunzisepp mit hoch erhobener Hacke — „E Schär ist's“, schreit

das Willi und stürzt mit gekrakelten Fingern auf den Mann los und über der Leiche der erschlagenen Maus erhebt sich ein Faust- und Ringkampf und Kunzisepp verläßt die Wahlstatt mit zerkraktem Gesicht und murmelt — „s war doch ein Mäzer!“, mit blau geschlagenen Augen und blutiger Nase folgt ihm seine Frau voll Ueberzeugung, das es ein Schär gewesen, den sie heute erschlagen. Vierzehn Tage lang redeten die Eheleute kein Wort mehr miteinander, darauf wurde Friede geschlossen.

Am Jahrestag der Mäusejchlacht saßen die Beiden wieder friedlich beisammen am Tisch und das Högerlimili sagte lächelnd zum Kunzisepp: „Weißt noch, was heute vor einem Jahr zwischen uns zweien vorgefallen ist?“ Der Kunzisepp schüttelte den Kopf und da sagte das Fraueli: „Da haben wir den Schär erschlagen.“ „Was Dumheiten,“ rief plötzlich auffahrend der Mann, „ein Mäzer war's und kein Schär!“ „Und ich sag', es war ein Schär“, schrie das Willi. „Und ich sag', es war ein Mäzer“, brüllte der Kunzisepp und der Sturm brach los und wieder gab es Händel und Schläge in vermehrter und verbesserter Auflage.

Das Högerli hatte seinem Ehmann drei Kinder geschenkt, aber nur ein Buebli war am Leben geblieben, der Seppli, und das war der Stolz und die Freude der Mutter. Der Kleine seinerseits war auch mit ganzem Herzen dem Mütterli zugethan, denn vor dem Vater hatte er Angst, Mordsangst. Kam er dem schweigsamen Kunzisepp zu nahe, gleich bekam er eins an die Ohren, daß es klatschte. Der Seppli brüllte, als stecke er am Spieß, sofort war die Mutter da und sagte dem Vater alle Wüesti, putzte mit dem Scheibenzipfel dem immerfort brüllenden Sprößling die Thränen von den Backen und der feuchtgewordenen Nase und beschwichtigte die verfolgte Unschuld mit einem Apfel oder einer durren Birne. So kam es, daß der kleine Buoß Zeter und Mordio schrie, wenn ihn der Vater nur schieß anluogte — die Mutter aber hatte den ganzen g'schlagnen Tag nichts anderes zu thun, als mit ihm zu täderlen und zu bibäbeln.

Hie und da kam Willis alter Bruder, Sepplis Götti, auf Besuch und da wurde ihm alles erzählt und das Elend geklagt. Der Alte nickte zuweilen mit dem Kopf, den er war schwerhörig und verstand nur zur Hälfte, was seine Schwester jauselte. Dann mußte der hoffnungsvolle Kleine erscheinen, dem Götti das Händeli geben, aber

nicht das linke, sondern das hübsche, rechte, mußte auch zeigen, wie schön er das Kreuz machen könne. War's dann dem Kleinen grad drum, so machte er mit dem Daumen eine lange Stange von der Stirne bis zum Hosensbündel hinab, fuhr zwei bis dreimal quer darüber und haspelte die Worte herab: „Namen Gott's Vatters Sohn heilig Geist samten.“ Dann lief er weg und versteckte sich in einer Ecke, bis ihm der Götti etwas schenkte oder zu schenken versprach.

Einstmals kam der Götti wieder auf Besuch und trug unter dem Arm eine mächtige Papierdrucke. Der Seppli gab ihm geschwinder als sonst das Händeli, denn er ahnte, daß es heute einen Ehram gebe. Und richtig, der gute Götti kam grad von einer Wallfahrt nach Einsiedeln und da brachte er dem Seppli ein ganzes Duzend Holläbänzä und die Rustig zu einem Altärchen mit, alles hübsch in Blei gegossen; eine Monstranz und ein Kreuz, sechs Kerzenstöcke und vier Blumenstöckli und zuletzt gar noch einen kleinen Meßfisch mit winzig kleinen Meßfännchen.

Das war eine Freude für den Seppli und seine Mutter. Schnell holte das Willi die Helgendrucke mit dem wächsernen Jesuskindlein aus der obern Kammer herab und stellte es auf die Kommode, daneben wurden die Kerzenstöcke und die Blumen plaziert und der Altar war fertig. Der Seppli machte sich sofort an's Messelesen und am andern Tage suchte die Mutter das blödeste Nachthemd des Vatters aus und fabrizierte daraus eine Albe. Auf den Samiklaus ließ sie beim Buchbinder aus einem Nest Tapeten ein Meßgewand zusammenpappen und mit Goldpapier verzieren.

Nun ging's los; der Seppli dachte an nichts mehr, als an's Altären. War er am Morgen aus dem Bett gekrochen, so wurde gleich zusammengeläutet, d. h. der Kleine schlug mit einer alten Messerflinge auf einen Pfannendeckel und ein paar Beckeli und Häfen und erzielte so ein harmonisches Geläute, daß der ganzen Nachbarschaft die Ohren gellten. Der Vater murrte ob dieser Keschlerei, die Mutter schimpfte über das Brummen des Vatters und der Seppli läutete lustig weiter.

So trieb es der Seppli, als er bereits schon in die Schule ging. Die Nachbarschaft bekam Tag für Tag das wundervolle Glockengeläute zu hören und die Leute lachten und die Schulbuben trieben mit dem Seppli ihren Spott und nannten ihn nur den „Högerli-Heer“.

So oft der Götli auf Besuch kam, mußte er Sepplis Gottesdienst beivohnen und trotz seiner Uebelhörigkeit bekam er noch genug von dem Geläute zu hören. Die Predigt aber hielt an Stelle des kleinen „Heer“ seine Mutter und es ging lang, bis sie zum Amen kam. Den Inhalt der Predigt aber kann man sich leicht denken; er war ein Loblied auf den Seppli, wie er so gerne bete und so schön Messe lese und nichts lieber thue, als altären und wie er gewiß das Zeug und den Beruf zu einem „Heer“, zu einem Geistlichen habe. Darum müsse der Seppli einst studieren und der Götli werde hoffentlich auch etwas thun. Das andere wolle sie schon bekommen mit Zusammenbetteln.

Der Götli nickte, obwohl er nicht recht verstanden hatte, was das Högerli plapperte und er sagte „ja, ja“, wie das so seine Gewohnheit war.

Am gleichen Abend, als der Lunzisepp gute Geschäfte gemacht und etwas besser gelaunt als sonst heimgekehrt war, machte sich das Högerli an ihn und erzählte ihm, wie der Götli dagesen sei und wie er sich über den Seppli gefreut und gesagt habe, das Buobli müsse zu etwas Großem bestimmt sein, wenigstens zu einem „Heer“, wenn nicht gar zu einem Bischof oder zu etwas noch Höherem. — Der Seppli müsse studieren, das müsse er. Der Lunzisepp loste eine Weile schweigend zu, schob seine Pfeife von einem Mundwinkel in den andern, spuckte zuweilen aus und ließ das Fraueli weiter reden. Endlich, als ihm das Zuhören doch zu langweilig wurde, da streckte er die gespreizten Finger aus, fuhr nach rechts und links ein paar mal in der Luft herum und sagte: „Varifari! Wir haben kein Geld, unsern Buob studieren zu lassen. Der bleibt bei meinem Metier und wird Beckibinder. Punktum.“ Aber das Mili ergab sich nicht so geschwind. „Was das Geld anlangt“ entgegnete es, „so will ich schon dafür sorgen. Der Götli ist auch noch da und hat genickt, als ich ihm vom Studieren sagte. Was fehlt, will ich schon zusammenbringen, glaub' mir's nur!“ „Varifari“, brummte der Lunzisepp. „Zerst muß der Buob einmal die Primarschule fertig machen, bevor er studieren kann und dann fragt es sich erst noch, ob er's Talent zum Studieren hat.“ „D ho“, unterbrach ihn's Mili, „meinst öppen, der Seppli schlage dir nach! B'hüetis nei! — Der Buob ist g'lehrig und acherig und g'scheid genug. Weist, der Lehrer mag ihn nur nicht, drum läßt

er ihn z'hinderst hocken.“ „Fuul ist er, Varifari!“ entgegnete Lunzisepp mit Nachdruck, „fuul, stinkfuul, weist was!“ „Nein, nid fuul, aber bedächtig“, rief das Mili. „Und ich sage fuul, stinkfuul“, lärmte der Beckibinder und es fehlte wenig, es wäre wieder zu einer Mizer- und Schärtschlacht gekommen, wie annodazumal.

Seit diesem Abend sagte Mili nichts mehr davon, daß Seppli studieren und geistlich werden sollte, aber es gab seinen Plan nicht auf.

2. Der Seppli wird Ministrant.

Der Seppli mochte drei bis vier Jahre die Schule besucht haben, als sich eines Abends das Högerlimili zum Kaplan begab und ihm seinen hoffnungsvollen Jungen vorstellte. Der Kaplan kannte den kleinen Schlingel schon zu Genüge, wußte, wie wenig er in der Schule leistete und wie schwer ihm das Lernen ging. Mili machte eine lange Einleitung, dann rückte es mit seinem Herzenswunsch hervor und bat den Herrn Kaplan, er möchte seinen Sohn unter die Ministranten aufnehmen. Der geistliche Herr schüttelte den Kopf und sagte, gegenwärtig sei Ueberfluß an Ministranten, es hingen schier ein Duzend am Glockenseil beim Wisiläuten und in der Sakristei gehe es bereits bunt genug zu; auch werde der Seppli Schwierigkeiten haben, das Altargebet zu lernen. „D nei, b'hüetis Gott!“, fiel Mili dem Kaplan in die Rede, „der Seppli liest daheim alle Tage Mess und singt das Gloria in Excelis und das Domlilos Sfobischum ganz verständlich. — Der tusigs Gottswillen, Herr Kaplan, lehret doch das Büobli das Altargebet, ich will gern für euch beten und einen Korb voll Wasserringeln will ich euch auch noch bringen.“

Es dauerte lange, bis sich der Kaplan bereden ließ und endlich um das redselige Högerli los zu werden nachgab und gestattete, daß der Seppli zu ihm in den Unterricht kommen dürfe.

Freudigen Herzens eilte das Högerli mit seinem Liebling nach Hause und am andern Tage vernahmen es alle Nachbarn in der Munde, wie der Kaplan zum Mili geschickt und grüßeli angehalten habe, daß es ihm doch sein Bübchen als Ministranten überlassen möchte u. s. w.

Während einer Woche klammerte sich Seppli förmlich an das Büchlein, in welchem das Altargebet enthalten war, er es trug immer bei sich und legte es auf den Rat seiner Mutter, während der Nacht unter sein Kopfkissen, um sich das Gebet

besser einzuprägen. Endlich stellte sich der neue Ministrant abermals dem Herrn Kaplan vor — aber er erntete wenig Lob für sein Latein. Die ersten Zeilen des Gebetes gingen an, dann aber folgte ein Kauderwelsch von Chabis und Kolorabi, von Bibis und Babis, bis sich der Kaplan die Ohren zuhielt und Meisauz nahm. Trotzalldem brachten es Mili und Seppli durch ihre Bitten und Beschwörungen dahin, daß am nächsten Montag der Högerli-Heer als Ministrant aufzutreten und seine Kunst in der Kirche ausüben durfte.

Am Montag war das Högerlimili schon lange vor dem Zusammenläuten in der Kirche, — ihr Sohn sollte ja heute zum erstenmale ministrieren. Der Gottesdienst begann, jetzt rasselte die Sakristeiglocke, daß die Leute erschrocken zusammenfuhren — der Seppli erschien im Ministrantenmänteli, das Meßbuch auf den Armen. Ueber des Högerlimilis Backen rollte eine große Freudenthräne. Jetzt begann der Priester das Stafftelgebet, Seppli setzte ein mit freischender Stimme — aber schon beim dritten Vers verstummte der arme Gelehrte und der Geistliche betete das Gebet allein zu Ende. Seppli schnaufte wieder auf und studierte, was nun weiter komme. Inzwischen war aber auch der Priester weiter gekommen und ehe es der Ministrant beachtete, stand derselbe — natürlich ohne Buch — auf der Evangelien-seite. Seppli gab das Spiel noch nicht verloren, beim Sanctus wollte er zeigen, wie er sich meisterlich auf das Schellen verstehe. Das klirrte, rasselte — so stark hatte noch keiner geschellt und stolz erhob sich Seppli und schritt triumphierend auf die Sanctusterze zu, um sie anzuzünden. Heikle Arbeit! Es wollte nur nicht gelingen und als endlich der Docht Feuer fing und Seppli zum Altar zurückkehrte — da war die Wandlung bereits vorbei. Der Ministrant hielt es für seine Pflicht, das versäumte Schellen nachzuholen, was nicht geringes Staunen unter dem andächtigen Volke hervorrief. — In der Sakristei erntete der Ministrant für sein kühnes Schellen einen tüchtigen Verweis, die glückliche Mutter aber machte noch am gleichen Tage in der Nachbarschaft die Kunde und erzählte, wie der Seppli heute so hübsch ministriert habe und wie dem Pfarrer sonst keiner ministrieren dürfe, als nur der Seppli und wie er unter allen Buben weitaus der gescheideste sei und wie sicher einmal ein gar frommer „Heer“ und großer Gelehrter aus ihm werde. Die Leute lachten und ließen dem Högerli seine Freude, aber

seit der Zeit wurde Seppli noch häufiger als früher der Högerli-Heer genannt.

In der Schule saß neben dem Högerli-Heer des Doldenchappers Hansli, ein mageres, stilles Buebli, das von seinem Nachbar manchen Puff und Stoß bekam, aber alles geduldig litt. Der Doldenchapper war ein braver fleißiger Mann, aber er hatte eine große Familie, drei und ein halbes Dutzend Kinder pflegte er im Scherze zu sagen, was soviel bedeutet als neun. Die guten Eltern mußten Tag und Nacht arbeiten und strapazieren, um ihre Kinder ordentlich durchzubringen. Beim Volke galten des Doldenchappers für wohlhabende, ja für reiche Leute, sie zahlten und zinseten regelmäßig und waren immer reinlich und sauber gekleidet. Zessen hatten sie genügend, aber die Mutter mußte grüseli hausen und sparen, wenn sie mit dem Geld, das der Vater monatlich in die Küche gab, auskommen wollte; aber Frömmigkeit und Friede wohnte im Hause und Gottes Segen war dabei.

Die Kinder waren alle gegen die Eltern voll Ehrfurcht und Liebe und hatten Freude daran, fleißig in die Schule zu gehen. Besonders Hansli war ein Ausbund im Lernen. Er bekam stets die besten Noten, aber weder der Vater noch die Mutter machten ein großes Wesen daraus und am wenigsten lobten sie das Buebli in's Gesicht hinein. Sagte die Frau: „Wir wollen Gott danken, daß wir keine so ungeratene Kinder haben“, so antwortete der Mann: „Es braucht noch viel, bis sie ganz erzogen sind und es kann noch manches fehlschlagen. Frau, wir wollen beten, daß sie immer fromm und brav bleiben.“

Hie und da erwachte wohl auch im Herzen der frommen Dolderfrau der Gedanke, welch ein Glück und welch eine Ehre es für die ganze Familie wäre, wenn der Hansli oder sonst einer von den Knaben geistlich würde, aber sie suchte den Gedanken aus dem Kopfe zu schlagen und meinte, es sei purer Hochmut, so etwas nur zu denken. Wo sollten sie das Geld zum Studieren zusammenbringen u. s. w. Im Stillen betete sie aber inbrünstig zum lieben Gott und zu seiner barmherzigen Mutter, daß sich in allem der hl. Wille Gottes erfüllen möge. — Einstmals ließ sie ganz schüchtern dem Vater gegenüber etwas von ihrem Herzenswunsche laut werden, aber der Doldenchapper gab ihr einen Vereinz so etwas nur zu denken — und dabei blieb es, — von der Sache wurde nichts mehr geredet.

Inzwischen trat ein Ereignis ein, das die Gemeinde in nicht geringe Aufregung versetzte.

Der Lunzisepp war in den letzten Jahren immer mehr von Hause abwesend. Die langen Predigten seiner Frau und das Altären und Zusammenläuten des Seppli verleiteten ihm immer mehr und so zog er mürrisch und verschlossen mit seiner Kräze im Land herum und dampfte aus seiner kurzen Pfeiffe. Gewöhnlich kehrte er am Samstag abends nach Hause zurück und bisweilen, wenn sein G'schäftchen besser gegangen war, hatte er auch ein Gläschen über den Durst zu sich genommen, was ihn bedeutend redseliger machte. Das lag der Hausfrau Mili nicht recht und gab oft genug Anlaß zu heftigen Auseinandersetzungen.

Eines Samstags, es war um Weihnachten herum, blieb der Lunzisepp aus. Er kam auch am Sonntag und am darauffolgenden Montag nicht heim. Das war dem Högerlimili grüßeli nicht recht, es bekam Angst, dem Manne möchte etwas begegnet sein. So war es auch. Nach drei Tagen brachte man in's Häuschen an der Landstraße die Leiche des armen Beckbinders, der Haldenjaggi hatte ihn hinter seinem Streuegädeli, im Schnee erstarrt, aufgefunden.

Das Högerlimili jauselte und heulte entsetzlich und kam schier aus dem Häuschen, aber der Lunzisepp lag noch nicht lange in der kühlen Erde begraben, als schon die Thränen seiner Frau getrocknet und deren Kummer verschwunden waren. Das Mili hatte ja noch seinen Seppli und der gedieh sichtlich, wenigstens dem Leibe nach.

Die Zeit, da Seppli aus der Schule entlassen werden sollte, war da. Während kluge und brave Eltern sich ernstlich beraten, was mit den aus der Schule entlassenen Kindern anzufangen sei und mit einem erfahrenen Geistlichen oder guten Bekannten darüber reden, machte diese Angelegenheit dem Mili wenig Kopfarbeit, der Seppli mußte ja ein „Heer“ werden.

3. Der Seppli wird Student.

Das Häuschen, das der Beckbinder seinem Kinde als Erbe hinterließ, lag nicht weit vom Hauptorte entfernt. Dort hatten die Väter Kapuziner eine Lateinschule. Mili war längst entschlossen, ihren Seppli dorthin zu schicken. Eines Morgens nach dem Gottesdienst zog es kräftig am hölzernen Kreuz der Klosterpforte. Der Bruder Pförtner öffnete und das Högerlimili verlangte den Pater Guardian zu sprechen.

Dieser erschien sofort und hörte Milis Bitte um Aufnahme seines hoffnungsvollen Sohnes in die Klosterschule an. Die Mutter hatte die Zeugnisse Sepplis aus der Primarschule mitgebracht und redselig erklärte sie dem P. Guardian, wie der Seppli ihr gesagt habe, es seien fast lauter die besten Noten; denn sie selber könne eben nicht lesen, früher sei man halt nicht so geschult worden, wie heutzutage.

Der Guardian schaute die Noten an und machte ein gar bedenkliches Gesicht, ließ das Mili weiter plappern, während er das Zeugnis durchging und sagte zuletzt: nach dem Zeugnis zu schließen sei da wenig Holz vorhanden zum Pfeiffenschneiden und die Mutter würde vielleicht besser thun, ihren Sohn einem tüchtigen Meister in die Lehre zu geben. Handwerk habe immer einen goldenen Boden und halbstudierte Leute seien grad die gefährlichsten und oft auch die unglücklichsten Menschen; aus dem Seppli werde schwerlich etwas Rechtes werden.

Einen Augenblick stand das Mili ganz vertattert da — seine Zunge war plötzlich wie gelähmt, — auf einmal aber fuhr ihm die Geschichte vom Mizer und Schär durch den Kopf und der Guardian werde wohl auch so ein Eigensinniger sein, wie ihr Mann sel. „Man könnte wenigstens einmal probieren“, gab es schnippisch zur Antwort. „Man hat schon oft auf so ein armes Buebli hochmütig abeng'luogt und doch ist noch etwas Rechtes aus ihm geworden. Zudem zahle ich das Schulgeld und öppe die Bücher



vermag ich auch noch zu bezahlen. Zu einem Handwerk kann ich den Buoben eister noch thun, falls es mit dem Studieren nicht gehen will.“ Kurz und gut, das Mili gab nicht nach bis es den Guardian auf seiner Seite hatte und dieser ihm versprach, den hoffnungsvollen Kleinen beim P. Professor zu empfehlen.

Ein ganzes Jahr lang wanderte nun der Seppli, die Bücher unter dem Arm und die blaue Studentenkappe schräg auf seinem dicken Schädel in die Schule der ehrw. Väter Kapuziner und quälte sich mit lateinischen Wörtern und Phrasen ab. Die Mutter war selig, überfelig, wenn sie an ihren Seppli dachte. Schon sah sie sich im Geiste an der ersten Messe ihres Sohnes im Chor sitzen und alle Leute schauten nur auf sie und beneideten sie und lispelten einander in die Ohren: „Das ist die Mutter von dem gelehrten jungen Geistlichen.“

Im Ganzen genommen konnte man mit dem Seppli zufrieden sein — es ging anfangs besser, als die Lehrer befürchteten. Talent hatte er freilich wenig, aber er saß doch fleißig hinter seinen Büchern. Bald aber stellte es sich heraus, daß diese Bücher nicht Grammatik und Lesebuch, sondern ordinäre Geschichtenbücher waren, Räubergeschichten und Reiseabenteuer, Robinsoniaden und Indianerkämpfe und als das Schuljahr zu Ende war, brachte das Studentlein ein Zeugnis heim, in dem die Dreier und Vierer hageldick vorhanden waren. Die Mutter, die ja nicht lesen konnte, ahnte nicht das Schlimme, das hinter diesen Ziffern steckte.

Am nächsten Sonntag machte sich das Högerlimili mit seinem Liebling auf den Weg zum Götti. Der Seppli wollte anfangs das Zeugnis nicht mitnehmen, aber die Mutter setzte es mit ihren Bitten und Drohungen durch, daß der Götti die herrlichen Noten zu Gesicht bekam. Der gute Alte runzelte bedenklich die Stirne, schüttelte sein graues Haupt und meinte, die guten Noten schauten ganz anders aus, als die vorgewiesenen. Von der Note Eins sei grüßeli wenig zu sehen. Aber holla! da hatte der Götti den linken Finger verbunden, das Mili machte einen Buckel, wie die Katze vor dem Hunde und räsonierte, der Seppli sei nicht an allem schuld, der Professor sei halt ein parteiischer und möge ihn nicht. Andern luoge er schon durch die Finger, des Beckbinders Buob müsse alles entgelten, was andere angerichtet haben. Sobald

sie es machen könne, so müsse ihr Sohn in eine andere Schule, und das müsse er. —

Was wollte der gutmütige Götti entgegenen. Er drückte dem Studentli einen Fünfliber in d' Hand und entließ ihn mit der Mahnung, nächstes Jahr recht fleißig und ordentlich zu sein; er sagte auch, er wolle thun, was er nur könne, aber es seien halt böse Zeiten jetzt, das Geld sei rar, grüßeli rar und man müsse es sich schier am Maul absparen, bis man sein Sacheli nur versteuert und verzinsset habe, aber er wolle öppen thun, was er könne.

Im nächsten Jahre ging's in der Schule um kein Haar besser. Der Högerli-Heer hatte bereits alle Kniffe und Schliche kennen gelernt, deren sich die Faulheit bedient, um durchzukommen. Die Aufgaben wurden abgeschrieben, im Wegleugnen und Entschuldigen war Seppli ein Meister. Seine Lesewut steigerte sich und die Mutter trug ihm ganze Scheiben voll Bücher und Zeitschriften zu, alles ohne Auswahl. An diesen Schundgeschichten hatte das Studentli seine Freude, alles ernstere Studium war ihm zuwider. —

So verging das zweite Schuljahr, Sepplis Noten wurden nichts besser und das Mili schimpfte und lamentierte noch schrecklicher als das Jahr zuvor über den Professor; jetzt müsse ihm der Buob auf jeden Fall fort und wenn es seinen letzten Bazen hergeben müsse.

Selbigen Herbst wurde das Stipendium an einer benachbarten Klosterschule der Benediktiner frei. Wie das dem Högerlimili zu Ohren kam, eilte es zum Götti und hielt mit ihm Rat und der Götti nickte dazu und so war es beschlossene Sache, der Seppli sollte sich um das Stipendium bewerben. Am andern Tage schon rannte das Mili zum Pfarrer und zum Kaplan und bat um Unterstützung und Verwendung. Die beiden Herren zögerten und wollten mit der Sprache nicht recht heraus, im Stillen aber dachten sie, es sei am Ende gut, wenn der Bub einmal vom Hause und von der Mutter fortkomme, vielleicht lasse sich doch etwas Brauchbares aus ihm machen. Daher versprachen sie, zu thun, was sie vermöchten.

Nachdem im Amtsblatt der Freiplatz zur Bewerbung ausgeschrieben und die Anmeldefrist bestimmt war, sollte der hohe gefessene Landra entscheiden, wem das Stipendium zufalle.

Sogleich machte sich das Högerli mit seinem Sprößling auf die Wanderschaft, um der Reihe noch den regierenden Herrn Landammann, die voritzenden Herren und die Rats Herren zu bear-

beiten und für den Seppli zu gewinnen. Milis Lob, das es seinem Sohne spendete, war so überschwänglich, daß manch einer unter den Ratsherren dem Seppli seine Stimme zusagte, nur um die Mutter und ihre Verebtsamkeit vom Halse zu bekommen.

Beim Niederfeld-Ratsherr vernahm das Högerlimili, des Doldenchaspers Hansi habe sich auch für das Stipendium gemeldet. Poß tausend, wie fuhr bei dieser Nachricht das Högerli auf. „So, so“, lärmte es, „des Doldenchaspers wollen arme Leute auch noch um die Unterstützung bringen! Die sollen selber zahlen, die vermögens und haben allsüs genug. 'S ist eine Schande, wie die Reichen den Armen alles vorwegstehlen und vorwegfressen. Aber die sollen warten, ich will ihnen den Kiegel schon stoßen. Es wäre schade, wenn das Land einen einzigen Klappen an einen Doldenchasp-Buob ausgabe.“ In diesem Tone schimpfte des Milis von Haus zu Haus und redete sich selber in immer größeren Zorn hinein.

Wirklich hatte der Doldenchaspar die Absicht gehabt, sich für seinen Hans um's Stipendium zu bewerben, es wäre für ihn eine bedeutende Erleichterung gewesen, zumal die Nebenkosten noch ein hübsches Sümmdchen ausmachten. Sobald aber des Doldenchaspers vernahmen, wie wüßt das Milis thue und überall aufbegehre, so sagte die Mutter zum Vater: „In Gottes Namen, wir wollen nachgeben und uns nicht melden. Es ist wahr, das Milis ist noch ärmer als wir. Ein paar Jahre können wir den Hansi noch zu den Kapuzinern schicken und wenn es Gottes Wille ist, daß er weiter studiert, so werden wir das Nötige schon aufreiben.“ Der Vater war mit dieser Ansicht anfangs gar nicht einverstanden, man sehe es ja dem einfältigen Beckibinderbuob schon von weitem an, daß nichts aus ihm werde, er werde einst nur ein um so größerer Lump, je länger er studieren könne; — aber die Mutter ließ mit Bitten nicht nach, bis der Vater beistimmte.

Da kein Zweiter sich meldete, so fiel das Stipendium dem Seppli zu; in 14 Tagen schon sollte er abreisen. Jetzt ging's beim Milis erst recht los mit Remmen und Laufen, Fasten und Zagen. Das Studentlein mußte neu gekleidet werden, von dem Scheitel bis zur Zehe und der gute Götli mußte Bazen schwitzen, daß es zum Erbarmen war; die Schweinsblase, in welcher die Fünfliber aufwahrt wurden, schrumpfte sichtlich zusammen. Better und Bazen wurden ange-

sprochen, für den Seppli etwas zu opfern und das Milis arbeitete wie ein Roß, nur um es seinem Buobli an nichts fehlen zu lassen.

Jetzt nahte der Tag der Abreise; die Kiste war gepackt und gut zur Hälfte mit Äpfeln und Birnen, durren Zwetschgen, Nüssen und durren Landjägern angefüllt, damit der Studiosus bei seiner angestregten geistigen Arbeit keinen Hunger leide. Zudem hatten Mutter und Sohn es verabredet, daß bisweilen eine neue Sendung Lebensmittel an den Seppli abgehen sollte. Weil es aber den Studenten streng untersagt war, während des Schuljahres Eßwaren von Hause zu bestellen, so sollte Seppli jedesmal, wenn bei ihm Proviantmangel eingetreten war, am Ende des Briefes einen dicken Strich unter seine Unterschrift machen; das solle der Notruf nach einer neuen Sendung sein.

Endlich war der Tag der Abreise angebrochen. Die gute Mutter ging schon am Abend vorher mit rotgeweinten Augen umher und am Morgen rieselten die Thränen beständig über ihre Backen herab. Der Seppli zeigte wenig Kummer, im Gegenteil, er freute sich seiner neuen Kleidung und der schönen, blauen Studententappe.

Das Milis ließ es sich nicht nehmen, den abreisenden Sohne noch eine Strecke Weges zu begleiten; es hatte ja seinem Einzigen noch einen ganzen Vorrat von guten Lehren auf den Weg mitzugeben und als es endlich zum Abschied kam,



umarmte es noch einmal seinen Herzkäfer und steckte ihm ein Weggli und eine Wurst zu und dann ließ es seinen Seppli ziehen in die weite, weite Welt. Lange noch stand Wili am gleichen Fleck, wie Lots Weib und schaute seinem heißgeliebten Söhnchen nach, bis dieses hinter einem Hügel verschwand.

4. Der Seppli in der Fremde.

Dem jungen Studentlein kam an seinem neuen Aufenthaltsorte manches anfänglich sehr sonderbar vor. Einsilbig und in sich gekehrt schaute er dem Treiben und Leben der Studenten zu. Der Präfekt und die Professoren brachten kaum ein Ja oder Nein aus ihm heraus. Ein schreckliches Heimweh befiel ihn, er stellte sich abseits in eine Ecke und dachte ans Entrinnen und eilige Flucht. Während der Nacht wälzte er sich in schweren Träumen. Wiederholt rief er nach der Mutter, bis das Richern und Lachen der Nachbarn im Schlafsaal ihn erweckte. Der Morgen brachte neue Qual, schon um 5 Uhr rasselte die Schelle des Aufwartes an den Zellen vorüber. Seppli drehte sich noch einmal im Bette und schlief wieder ein — aber schon stand der Präfekt mit streng erhobenen Zeigfinger an seinem Lager. „In drei Minuten mußt du in der Kapelle beim Morgengebet sein! — Marsch vorwärts, spute dich!“ Das war eine harte Probe. Trüb saß der Högerli-Heer beim Frühstück hinter einer weiten Schüssel Milchsuppe, die er mit drei Kameraden teilen sollte, aber der Seppli rührte den Löffel nicht an — zum größtem Vergnügen seiner Tischgenossen, die sich mit riesigem Appetit über die Schüssel hermachten. Ehe sich der Neuling eines Bessern besinnen und zugreifen konnte, war der Napf schon leer.

In der Schule verhielt sich unser Held so still und schweigsam, wie noch nie, — die Fragen des Professors würdigte er keiner Antwort. Beim Mittagessen setzte er seine stumme Rolle fort und hungerte mit männlichem Mute. Als aber zur Vesperzeit die zu Hause übliche Kaffeekanne nirgends sich zeigte und der Hunger immer ärger wurde — da änderte Seppli plötzlich seinen Kriegsplan. Er fing an beim Nachtessen tüchtig zuzugreifen und sich am Sturm auf die gerösteten mit Fleischmöckli untermengten Kartoffel — Haschi nannte man dieses Gericht — zu beteiligen — und siehe, — es schmeckte. Am andern Morgen gings mit dem Aufstehen schon etwas besser, — obwohl der Seppli in der Folge noch oft rückfällig und bettlägerig wurde.

Nach und nach kam Leben in den Musesohn.

Rühn wehrte er sich beim Frühstück um die größte Portion, wenn er den Laib Brot mit drei Tischgenossen teilen mußte und im Herauslöffeln der Milchsuppe brachte er es bald zu einer staunenswerten Fertigkeit. Alle Studenten trugen den Klosterhabit und ernst und würdevoll marschierte der junge Kuttenträger in Reih und Glied zur Kirche; bog aber der Zug um eine Ecke, so daß der Präfekt ihn aus den Augen verlor, flugs gab er seinem Nebenmann einen Schupf oder lag ihm in den Haaren.

Harte Prüfungen brachten ihm das Museum (d. h. der Studiersaal) und die Schule. In früher Morgenstunde zu studieren behagte dem Högerli-Heer nicht. Er zog daher seinen mächtigen Lichtschirm möglichst tief über die Augen und überließ sich süßem Schlummer — bald unterbrach ein melodisches Schnarchen die hl. Stille. — Des Unterpräfekten scharfes Auge hatte den kühnen Schläfer schon entdeckt, jetzt legte sich seine Hand schwer auf dessen Schultern — so daß Seppli mit einem lauten „Aeh“ aufschreckte.

In der nicht ganz unrichtigen Ansicht, die schwere lateinische Aufgabe möchte an seiner Schläfrigkeit schuld gewesen sein, nahm nun der Junge seine Zuflucht zu einer höchst interessanten Indianergeschichte. Aber das Auge des Gesetzes wachte, — der argwöhnende Unterpräfekt nahte leisen Schrittes dem jetzt scheinbar emsig studierenden Bürschen von hinten und schaute über dessen Schultern gerade in dem Augenblicke, als das Auge des Lesers auf dem bunten Bilde mit den federgeschmückten Indianern ruhte, die einen gefangenen Europäer umtanzten. Mit einem raschen Griff bemächtigte sich plötzlich der Vater des Buches und ließ es rechts und links um Sepplis Ohren sausen — daß laut wie ein Indianergeheul das Lachen der Studenten durch den Studiersaal erschallte.

Seppli hielt es nach solchen Vorkommnissen nicht für rentabel, sich öffentlich bloß zu stellen, er fing an im Stillen zu wirken.

Bevor er am Morgen den Schlafsaal verließ, füllte er seine Kuttentaschen aus dem mitgebrachten Vorrat von Äpfeln und Birnen. An ihnen erlabte er sich in den Ferienstunden und heimlich unter dem Studium. Zudem erwarb er sich durch Spenden aus seinem Ueberfluß manchen Freund und guten Kameraden, der ihm beim Uebersetzen oder beim Auflösen einer schwierigen Rechnung oder beim Auffertigen von einem Aufsatz half. Diese Hilfe war bequem, hatte aber

den offenkundigen Nachteil, daß der aufgespeicherte Mundvorrat bedenklich schnell abnahm. Seppli wußte sich zu helfen, er schrieb der Mutter einen rührenden Brief:

„Liebe Mutter! Seit vier Wochen bin ich jetzt schon hier und bin auch zweg. Ich habe zwar einen Professor, der mich nicht recht mag und dem ich nichts recht machen kann. Er hat mich auch schon ausgehudelt — aber ich bin nicht stark verklüpfst. Wir bekohmen nur dreimal zu Essen, auch weniger als daheim, aber hie und da haben wir Kaffee statt Milchsuppe. Besonders wenn der Präfekt böß ist läßt er uns Kaffee geben, damit er nachher freiner erscheint, weßhalb wir ihn oft böß machen. Wir haben auch einmal Vakanz gehabt nachmittags und es hat Most zu trinken gegeben, womit ich verbleibe dein innig geliebter Sohn Joseph.“

Unter die Unterschrift Joseph zog der Schreiber einen langen und dicken Strich, das verabredete Notsignal, wenn eine Sendung Proviant an ihn abgehen sollte. —

Der Brief hatte wunderbar raschen Erfolg. Innert einer Woche erhielt Seppli durch die Post ein mächtiges Packet; des Chuderhansens Susannili hatte der Mutter die Adresse geschrieben. In dem Pack befanden sich ein Paar neue Hosen und ein Unterschöppli, so daß der nichts ahnende Präfekt das Packet zwar öffnete, aber rasch wieder schloß und dem kleinen Schlingel übergab. So war der ersten Not geholfen und der Proviantzug glücklich angelangt.

Leider dauerte auch dieser Vorrat nicht lange, Seppli verstand es schlecht zu haushalten. Um aber nicht allzurash wieder schreiben zu müssen, machte der Bursche den Versuch mit etwas anderem.

In des Klosterskellers tiefen Gründen lagen auf breiten Lägern ausgebreitet herrliche Äpfel. Der Duft der lieblichen Früchte drang durch das kleine Kellerfenster, das gegen den Studentenhof hin lag. Auch zu Sepplis Nase war dieser verführerisch süße Duft gedrungen. Evasgelüste erwachten in seiner Seele. Er teilte die Entdeckung einigen Vertrauten mit und nun wurde gemeinsam ein Plan geschmiedet. Es galt einen Beutezug nach diesen Äpfeln auszuführen. Eine lange Stange hatte Seppli längst schon ausgespioniert; nun wurde sie herbeigeht und an der Spitze ein Federmesser befestigt. Das Drahtgitter, das neben dicken Eisenstäben das Fenster verschloß, wurde an einer Ecke abgelöst und ent-

fernt, dann steckte Seppli sein Instrument durch die entstandene Oeffnung und wie ein eingewöhnter Fischer seine Beute mit dem Dreizack anspießt, so holte er einen Apfel um den andern



aus dem Dunkel des Kellers hervor. Der Jubel und das Vergnügen war groß. —

Mit kritischem Blick musterte inzwischen der emsige Küchenbruder die Äpfelläger, um die faulen Früchte von den gesunden auszuscheiden. Als er zur Stelle gelangte, wo Sepplis Federmesser verwüstend gehaust hatte, da runzelte sich des hochkundigen Klosterbruders Stirne — ein Blick nach dem Kellerfenster brachte volle Klarheit über das Geschehene. „Wartet ihr Schlingel!“ brummte erzürnt der um seine Äpfel betrogene Mann. Am folgenden Tage versteckte er sich im Dunkel des Kellers gerade zur Zeit, als die Studenten ihre Mittagsvakanz hatten. Bald naheten oben am Fenster Schritte, leise Worte wurden gewechselt, der Klosterbruder lauerte, wie ein nach Beute dürstender Tiger zum Sprunge gefast. Schau, jetzt erglänzte etwas in der Oeffnung des Fensters — langsam senkt sich die mit dem Federmesser bewaffnete Stange nach dem Äpfelläger — jetzt schnellt der Koch aus seinem Versteck und packt die verhängnißvolle Stange mit beiden Händen und triumphierend ruft er aus: „Nun habe ich euch, ihr heillosen Schlingel.“ Aber er hatte nicht sie, die Bösewichte — sondern nur die unschuldige Stange. — Eilige Fußtritte verrieten ihm die Flucht der Missethäter. — Etwas enttäuscht betrachtete der Küchen-

bruder die Vorrichtung mit dem spitzen Messerchen, dann trennte er schmunzelnd das Letztere von der Stange und steckte es zu sich. Am gleichen Abend befand sich der Herr Präfekt im Besitz des Federmessers und eines umständlichen Berichtes über den verübten Schelmenstreich. Am folgenden Sonntag wurde verkündet, es sei ein Federmesser gefunden worden, der Eigentümer könne es in der Präfektur abholen. — Unser Högerli-Heer merkte die Falle, er ging nicht auf den Reim — so pffiffig war der Seppli. —

Manch kleines Abenteuer hatte unser jungen Held noch zu bestehen — aber immer wußte sich der Schlingel rechtzeitig der Strafe zu entziehen. War aber ein Streich verübt worden, so hieß es sicher, der Högerli-Heer war auch dabei. Der schöne Name, den Seppli in der Heimat erworben hatte, war ihm nämlich bis innert die Klostermauern gefolgt und so wild sich der Seppli auch gebärdete, wenn ihn jemand mit diesem Namen anredete, er war und blieb doch immer der Högerli-Heer. —

Einen Beutezug auf Äpfel hatte Seppli schon lange nicht mehr versucht, seitdem er durch seine Kameraden mit einem andern weitaus verlockendern Genußmittel bekannt geworden war — mit dem Rauchen. —

Das Tabakrauchen war in der Klosterschule streng verboten — aber gerade das Verbot war es, das manchen Musesohn zum Uebertreten verleitete. Einige der größern hatten gleich am Anfange des Schuljahres ein Quantum Cigarren mitgebracht und sorgfältig versteckt. Bei größern Spaziergängen oder sonstiger gebotener Gelegenheit wurde das verbotene Kraut heimlich in Brand gesteckt und lustig drauf los geraucht. Das gefiel dem Högerli-Heer über die Maßen gut, er ließ sich in das heimliche Rauchkabinet aufnehmen und brachte es bald zu großer Fertigkeit. So konnte unser Held am Ende des Schuljahres behaupten, daß er wenigstens etwas gelernt babe — und war der Fortschritt in den wissenschaftlichen Fächern noch so gering, in Studententreichen und im Tabakrauchen hatte er es zu großer Fertigkeit gebracht. — Seine erste That, die er nach seiner Heimkehr zur übergelücklichen Mutter ausführte, war, daß er sie um eine Studentenspeiffe mit langem Rohr und Quasten dran anbettelte und die Mutter konnte natürlich diese Bitte ihrem Sohne nicht abschlagen.

5. Kreuz und quer und über den großen Bach.

Seitdem der Högerli-Heer wieder zu Hause war, schien er, seinem Thun und Treiben nach zu schließen, wirklich von der Idee erfüllt zu sein, daß er ein Herr oder wenigstens ein Herrlein sei. Er arbeitete nichts, rauchte seine lange Pfeiffe und schaute zum Fenster hinaus oder stolzierte auf der Straße herum. Die Kommission des Erziehungsrates, welche die Zeugnisse der Stipendianten prüfte, drohte dem Bürschchen mit Entziehung des Stipendiums, das kümmerte ihn wenig; die Nebenauslagen während des letzten Schuljahres waren noch nicht bezahlt, das machte ihm keine Skrupeln — der Götli mußte herhalten, aber er wurde immer karger. Fremde Hilfe in Anspruch zu nehmen, dazu ließ sich der Seppli nicht herab; der Mutter aber war es nicht zu viel, bei den Leuten mit Sepplis Zeugnis herum zu laufen und für ihn zu betteln.

Wenn das Högerlimili in seinen Erdäpfelgarten ging, um die Früchte einzusammeln, so kam es vor, daß der Herr Student seine Mutter begleitete, aber nicht um mit ihr die Arbeit zu teilen, sondern um eine Art Kommando über sie zu führen. Gravitätisch stellte er sich an ihre



Seite und zeigte ihr mit seinem langen Pfeiffenrohr die Erdäpfel, die sie ausgraben oder auflesen sollte.

Nach zwei Monaten packte der Herr Student seine Bücher, die er während der ganzen Vakanz nie geöffnet hatte, wieder zusammen, versorgte seine Kiste mit genügend Proviant und rückte wieder in den Klostermauern ein.

Zwei oder drei Wochen, nachdem der Högerli-Heer wieder auf der Schulbank saß, kam die Mutter auf Besuch und überbrachte ihm die Trauerkunde, daß Sepplis Götli nach ganz kurzer Krankheit gestorben sei. „Nun sind wir übel dran,“ sagte das Wili, „jetzt können wir den guten Götli nicht mehr ansprechen, der doch immer etwas gethan hat, wenn er über das ewige Anbetteln auch manchmal unwirsch war. Jetzt wird man uns wohl einen Vogt geben, denn die Verwandten haben schon lange genug umengeschimpft, es müsse mit uns eine andere Ordnung geben. Ich bitte dich der Tufiggottswillen, Seppli, mache, daß du ein gutes Zeugnis bekommst, sonst geht's uns allweg böß.“

Der Mutter Zureden und die Nachricht vom Tode des Götli machten keinen tiefen Eindruck auf Sepplis Herz. Er versprach der Mutter, fleißig zu sein, meinte aber, er könne nichts dagegen, wenn ihn die Professoren nicht mögen. Als Wili sich verabschiedete, war es ihrem Sohne besonders daran gelegen, seine Mutter zu ermahnen, daß sie ihm bald wieder Proviant schicke, denn er vermöge nicht alle Speisen zu ertragen — auch solle sie ja nicht vergessen, ein oder zwei Bündli Cigarren beizulegen, sie seien im Kloster sehr teuer und schier gar nicht zu bekommen.

Da sich der Held unserer Geschichte während der Ferien mit neuen Federmessern und andern für die Aepfelsicherei tauglichen Instrumenten versehen hatte, wagte er nochmals einen Versuch, mit seiner Stange in die dunklen Kellerräume einzudringen. — Diesmal lauerte das Verhängnis nicht in der Tiefe, aber es erreichte den Verwegenen von oben. Obwohl Seppli sorgfältig Umschau gehalten und sich auch vergewissert hatte, daß niemand aus den Fenstern zuschaut, so öffnete sich doch im obern Stock leise ein Fenster, als der Aepfelmarder seine Beute erfaßte — ein Kopf wurde sichtbar und dieser Kopf gehörte dem Präfekten, der zu wiederholten Malen bemerkt hatte, wie Seppli seine Spaziergänge nach dem entlegensten Teile des Studentenhofes ausdehnte.

Am andern Morgen ließ Seppli sein Frühstück auf höhern Befehl hin unberührt stehen und beim Mittagessen nahm er seinen Platz an einem abgesonderten Tischlein, das Kazentischchen genannt. Seinen Anteil an den Speisen erhielt er erst, nachdem die andern alle sich gesättigt hatten.

Das war verdemütigend für den Högerli-Heer. Gerade diejenigen, die seine geangelten Aepfel am liebsten aßen, lachten jetzt über ihn am meisten und der junge Beutezügler mußte schon früh erfahren, daß Undank der Weltlohn sei. —

Im Stillen suchte er bei seinen Freunden Trost, nachdem aber sein letztes Abenteuer entdeckt war, hatten nur ganz wenige das Gurasch, sich ihm anzuschließen. Besonders waren es zwei Bürschchen, die trefflich zu ihm paßten und auch treu zu ihm hielten; mit diesen wurde ein Bund geschlossen, dessen Zweck darin bestand, heimlich dem verlockenden Vergnügen des Rauchens zu fröhnen. Mit dem Gebäude, das die Studenten bewohnten, war ein Holzschopf verbunden, den nur zeitweilig der Studentenaufwart betrat. Dorthin wurde das Rauchkabinet verlegt. Da saßen die Bürschchen beisammen und rauchten verstoßen ihre geschmuggelten Cigarren. Es gelang zu wiederholten Malen. Keine verräterische Nase zog den wundervollen Duft ein, der sich im alten Holzschopf verbreitete, kein argwöhnisches Auge entdeckte die blauen Wölklein, die aus den Rissen der Wände hervoringelten, kein Auge des Gesetzes drang ins unheimliche Dunkel, in dem die Drei dasaßen, stumm und ernst, wie Indianerhäutplinge, wenn sie die Friedensspeiße rauchen.

Solche Erfolge regten zu neuen Versuchen an. Als das Rauchvergnügen ungerochen blieb, da tauchte im Högerli-Heer der Gedanke auf, ein Gläschen Wein würde zum Rauchen gar vortrefflich passen, etwas Flüssiges den Dreien köstlich munden und der Lebkuchen, den er noch in seiner Vorratskammer besaß, würde besser schmecken, wenn er etwas angefeuchtet würde. Er teilte seine Idee den beiden Verschworenen mit und diese fanden, der Gedanke sei kolossal und müsse ausgeführt werden. Einer der Eingeweihten war im glücklichen Besitze einer Flasche Wein, er war bereit, sie zum Opfer zu bringen. Der Zweite lieferte genügend Cigarren und der Högerli-Heer versprach, seinen Lebkuchen dem edlen Bunde zu weihen.

Um etwas sicherer zu sein, verabredete man, daß die Zusammenkunft in stiller Nacht stattfinden sollte. Wenn die Studiengenossen in den Armen des süßen Schlafes sich wiegten und der Präfekt den Schlaftaal verlassen und sein wachsameres Auge geschlossen hatte, wollten sich die Drei im Holzschopfe treffen.

Die Studenten hatten sich zur Ruhe gegeben. Schlummer waltete in den weiten Räumen des Schlaffaales; leise, leise wandelte der Präfekt durch die schmalen Gänge zwischen den Reihen der Zellen. Bisweilen knarrte ein verräterischer Laden im Fußboden, ein Zeichen, woran Seppli erkannte, daß der gefürchtete Präfekt seine nächtlichen Wanderungen noch nicht eingestellt habe. — Endlich verstummte auch dieses Knarren und kräftiges Schnarchen, das von allen vier Himmelsgegenenden des Schlaffaales laut zu werden begann, verriet den Verschwornen, daß die günstige Zeit gekommen sei, an ihr dunkles Werk zu gehen. —

Durch ein verabredetes dreimaliges Husten gab jetzt der Högerli-Heer seinen Kameraden das Zeichen zum Aufbruch. — Leise, leise öffnete er jetzt die Zellentüre, da huschte etwas Schwarzes vorbei. Seppli glaubte, es sei einer seiner Genossen. „Da“, sagte er leise, „da nimm anfangs den Lebkuchen!“ und streckte den süßen Schatz durch die Zellentüre; derselbe wurde sofort prompt in Empfang genommen. Rasch steckte er noch ein paar dürre Landjäger zu sich, für den Fall, daß der Lebkuchen zu früh aufgehen sollte und auf den Behen schleichend, eilte er seinen Freunden nach.

Glücklich erreichte der Högerli-Heer den Holzschopf, ohne daß die verräterischen Treppenallzu heftig freischten. Die beiden andern saßen schon bereits im Dunkel da, matt erleuchtet vom Monde, der durch eine schmale Spalte neugierig dem Treiben der drei Studenten zuschaute. „Da, da hast du die Flasche!“ lispelte es. „Wo hast du den Zapfenzieher? He da, gib ihn her —. Wo ist der Lebkuchen?“ „Ich habe keinen Lebkuchen!“ „Ich auch nicht!“ tönte es leise von den Lippen des andern. „Macht keine Dummheiten!“ schmähte der Högerli-Heer, „her mit dem Lebkuchen, ich habe ihn dir ja aus der —.“

Plötzlich drang der Lichtschimmer einer Laterne in's finstere Versteck, ein schwarzer Mann mit einer schwarzen Kapuze auf seinem finstern Haupte stand vor den Verschwornen. Zwei funkelnde Augen blickten sie an und schauerlich ertönte es im tiefen Basse: „Da ist der Lebkuchen!“ — Eiskalt lief es den dreien über den Rücken, Entsetzen packte sie, sie wollten aufspringen und entfliehen, aber der schwarze Mann stand drohend im Ausgange und donnerte sie mit lauter Stimme an: „So, so! Hab ich euch endlich, ihr Schlingel! Hab' ich es mir doch gedacht, du

jeiest wieder dabei, Joseph! Wartet, diesmal entgeht ihr mir nicht! — Morgens gleich nach dem Morgengebet, erscheint ihr vor mir auf der Präfektur. Nun marsch fort mit euch zu Bette!“

Am andern Morgen erschien der Högerli-Heer nicht mehr beim Frühstück, auch nicht mehr beim Mittagessen. Er hatte den gelben Abschied bekommen, ward, wie man sagte, gegangen, weil er trotz wiederholter Warnung und Bestrafung sich nicht gebessert und andere zum Ungehorsam verleitet hatte. Ohne Sang und Klang zog er gegen Mittag zur Klosterpforte hinaus. — Unter dem Thore stand der Küchenbruder und führte eben eine Brise zur Nase. Schmunzelnd schaute er dem Högerli-Heer nach, als dieser gesenkten Hauptes die Schwelle überschritt. —

Was das Högerlimili geahnt hatte traf ein. Als ihr Seppli ruhmlos und des Stipendiums verlustig in die Heimat zurückkehrte, fanden es die zuständigen Behörden für gut, das Bürschchen samt seiner Mutter unter vormundschaftliche Aufsicht zu stellen und den beiden einen Bogt zu geben. Der Bogt, ein ernster und entschiedener Mann, sah sich genötigt, den Sohn, welcher von seiner allzu nachsichtigen Mutter immer beschützt und gehätschelt wurde, zu trennen und ihn zu einem tüchtigen Schlossermeister in die Lehre zu geben.

Das Stipendium, das der Högerli-Heer so leichtjinnig verloren hatte, wurde vom hohen Landrat einstimmig des Doldenchaspars Hanji zugesprochen; schon nach wenigen Tagen nahm dieser den Platz seines Vorgängers ein. Wie ganz anders als mit Seppli waren die Lehrer und Vorgesetzten mit diesem bescheidenen und braven, jungen Menschen zufrieden. Sein Fleiß war musterhaft, sein Benehmen edel und bescheiden, er war heiter in der Erholungsstunden, aber gewissenhaft ernst beim Studieren. Bald machte er schöne Fortschritte und wurde einer der ersten in seiner Klasse.

Wie freuten sich die Eltern, als der Hanji am Ende des Schuljahres ein prächtiges Zeugnis nach Hause brachte. Die Mitglieder des Erziehungsrates lobten ihn und ermunterten ihn zu Fleiß und Ausdauer, die Eltern arbeiteten und sparten mit erneuter freudiger Hoffnung, um für ihren Sohn das nötige Geld zum Studieren aufzubringen, die Geschwister entbehrten gerne dieses und jenes, sobald sie merk-

ten, daß es sich um die Unterstützung ihres Bruders handle.

Als Hansi seine Studien an der Klosterschule vollendet hatte, wendete ihm die hohe Regierung das Stipendium am Kollegium des hl. Karl Borromäus in Mailand zu und unterstützte ihn zudem mit einem Beitrag aus dem Diözesanfonde. So kam es, daß der junge strebsame Mann freudig seinem schönen Ziele entgegenging und dasselbe nach wenigen Jahren glücklich erreichte.

Vom Högerli-Heer hörte man inzwischen wenig. Eine Zeit lang scheint es ihm nicht übel gegangen zu sein, später wurde es dem Jungen bei seinem Meister unbehaglich und er setzte es durch, daß er denselben mit einem zweiten und dritten vertauschen durfte. Endlich ging die Lehrzeit zu Ende, Seppli wurde Gesell und ging auf die Walz. Bevor er in die weite Welt hinauswanderte, kam er heim zu seiner Mutter — um sie noch einmal anzupumpen. Er war groß und schlank geworden und trug ein üppiges Schnäuzchen. — Die Mutter hatte eine riesige Freude, ihren Liebling wieder zu sehen, konnte es aber bei seinem Anblick schier nicht verschmerzen, daß der Seppli nicht geistlich geworden war und keinen „Heer“ abgegeben hatte.

Seither vernahm Willi von seinem Sohne lange, lange nichts mehr. Das that ihm weh, unendlich weh. Es wurde immer stiller und schweigsamer, in sich gefehrter. Das Mundwerk plapperte und klapperte nicht mehr so lustig, wie früher und zudem mußte die arme Frau Not, bittere Not leiden. Geld kam keines von ihrem Sohne, ja nicht einmal ein Brieflein hatte sie seit seinem Besuche von ihm erhalten. Die arme bitter enttäuschte Mutter konnte nichts anderes thun, als für ihren Sohn beten. Das that sie auch fleißig und nach und nach fand sie Trost und Linderung im Gebete und kam immer mehr und mehr zur Einsicht, daß Gott ihr Gelegenheit und Gnade gebe, ihre früher begangenen Fehler zu büßen. Sie war blind gewesen gegen ihr Kind und stolz auf dessen vermeintliche Talente, hatte den wohlgemeinten Rat gutgesinnter Leute verachtet und sich über andere erhoben — dafür mußte sie nun büßen, bitter büßen. In ihrer Kammer stand noch das Altärli, das sie einst ihrem Liebling aufgerichtet hatte, da kniete jetzt das arme Willi oft und lange und bat Gott um Verzeihung für seinen frevelhaften Uebermut.

Inzwischen hielt im Hause des Doldenchasper

1902.

die Freude ihren Einzug. Soeben war Hansi aus dem Seminar heimgekehrt, nachdem er kurz zuvor die hl. Weihen empfangen hatte. Die Mutter küßte ihm voll hl. Ehrfurcht die geweihte Priesterhand, der Vater dankte Gott mit einem freudigen Ausblick zum Himmel. Der Tag der ersten hl. Messe war ein Freudentag für die ganze Gemeinde. Auch das Högerlimili war beim feierlichen Gottesdienste zugegen, aber es hatte sich in den verstecktesten Winkel der Kirche zurückgezogen und die Umstehenden hörten es deutlich, wie der enttäuschten Mutter laute Seufzer aus der Brust entstiegen.

Als am folgenden Tage der Primiziant aus der Kirche trat, wartete an der Kirchentreppe das Högerlimili auf ihn, kniete andächtig nieder und bat ihn um den Primizsegen. Der neugeweihte Priester stand stille und breitete, zum Himmel stehend, seine Hände über das arme



Weiblein aus, das ihm mit gerührter Stimme dankte. Es war der letzte priesterliche Segen, welcher der Armen zu teil wurde, — einige Tage später fand man sie vom Schlage gerührt todt — vor dem Altärli in der Kammer.

* * *

Der junge Priester verblieb nicht lange in seiner Heimat. Einem langgehegten Wunsche seines Herzens folgend, zog er, von hl. Eifer getrieben und nachdem er die Erlaubnis seiner geistlichen Obern erlangt hatte, hinüber in die neue

Welt, um dort auf dem weiten Felde der Missionsthätigkeit zur Ehre Gottes und für das Heil der Seelen zu arbeiten. Wohl fiel den greisen Eltern und den zärtlich an ihm hängenden Geschwistern der Abschied schwer, sehr schwer, aber sie brachten das Opfer in ächt christlicher Gesinnung und aus Liebe zu Gott.

Strenge Arbeit wartete auf den jungen Missionär in der neuen Welt, ein fast unermessliches Gebiet stand seiner seelsorglichen Thätigkeit offen. Zu Pferd durchreiste er die weite Prairie und suchte die Farmer in ihren Ansiedlungen auf, überall als ein Bote himmlischen Trostes begrüßt.

Einmal trabte sein Pferd an einem Waldessaume vorüber und Johannes saß, in Gedanken vertieft, im Sattel. — Plötzlich drangen heimatische Laute an sein Ohr, eine kräftige Männerstimme erschallte und

„Si hend dr Beereli i's Kwamä guoh

„Was heb dr Beereli gseid?

„Si wärdid mi schon wieder laufe loh,

„Das heb dr Beereli gseid. Zube!

tönte es zum erstaunten Priester hinüber. Rasch lenkte der Missionär sein Köpfelein auf einen Mann zu, der auf weitem Felde mit zwei prächtigen Ochsen pflügte und gemüthlich das Lied vom Beereli sang.

„He Freund,“ redete der Missionär den Mann in deutscher Sprache an, „ihr seid wohl ein Schweizer?“ Bald war ein Gespräch im Gange. Auf einmal schaut der Bauer dem Missionär fest in's Gesicht und ruft: „He, der Tuzig, sind ier nid's Doldenschapis Hansi?“ „Und du, du —“, ruft der Priester. — Der

andere läßt ihn nicht ausreden, fällt ihm in's Wort und ruft: „Und ich, ich bi dr Högerli-Heer!“ und treuherzig schütteln sich die einstigen Schulkameraden die Hand.

Bald darauf saßen die Beiden in der Farm und eine freundliche, saubere Hausfrau stellte ihnen eine Erfrischung auf den Tisch und ein halbes Dutzend herziger Büblein und Mägdelein drängten sich um den Vater und reichten schüchtern auf seinen Befehl dem geistlichen Besuche die Hand. Der Högerli-Heer aber erzählte kurz und bündig, wie er kreuz und quer als Schlossergesell in Europa herumgewalzt und endlich nach Amerika verschlagen worden sei. „Nachdem ich Elend, Hunger und Not genug durchgemacht hatte, wurde ich endlich gescheider, ich fing ein ordentliches Leben an, bewarb mich um eine Heimstätte und fand ein braves Weib, das mit mir hierher auf die Farm zog, mit mir betete und arbeitete und einen andern Menschen aus mir machte.“

Nachdem er seine Erlebnisse erzählt hatte, machte der Farmer eine Pause, dann fragte er fast schüchtern: „Und wie geht es meiner Mutter? Sie ist wohl schon todt?“ Der Priester nickte ernst und eine Zeitlang saß der Högerli-Heer stumm und ernst in sich versunken da, dann glitt langsam eine Thräne über seine Wangen und mit bewegter Stimme sagte er zu seinem Freunde: „Der Herr lasse sie ruhen im Frieden und vergebe ihr gnädig, was sie gefehlt hat. — Sie hat es gut gemeint, aber die Gedanken der Menschen sind nicht Gottes Gedanken. Dem Plane des Allerhöchsten soll man nicht vorgreifen. Denn nur was er will, das ist wohlgethan.“

Retur.

Unno dazumal, als der Obertossenhanzi sein Agathli geheirat hat, da hat es noch Leute genug gegeben, die nie ein Dampfschiff gesehen und die auf keiner Eisenbahn gefahren sind. Damals war man noch nicht so welterfahren und reisegewandt, wie heutzutage, wo es bald nicht mehr viel fehlt, daß die Kinder selber auf dem Velo zur Taufe radeln. Wie gesagt, die Leuten reisten weniger, viel weniger, als heutzutage und darum hielten es die Beiden, der Obertossenhanzi und sein Fraueli für etwas Großes, am Hochzeitstage auf'm Dampfschiff nach Luzern zu fahren und dort

Agathlis Götli, den Fadäzäindli-Kemigi zu besuchen.

Nachdem sie der Pfarrer am Morgen früh zusammengegeben hatte und sie tüchtig kalazet hatten, machten sie sich auf den Weg und kamen zur rechten Zeit nach Stansstad. Eben dampfte das Schiff heran und schraubte und chutete, daß es dem Agathli schier angst und bang wurde. Als es über das schmale Brüggli hinüber ins Schiff einsteigen sollte, ließ es vor Schrecken einen „Gäiz“ und der Hansi mußte es fest am Arm ergreifen, sonst wäre es wieder umgekehrt.

Auf dem Schiffe machte jemand, der es den